

HARTMUT PALMER

VERRAT AM RHEIN

Roman

GMEINER



HARTMUT PALMER

VERRAT AM RHEIN

Roman

GMEINER



Hartmut Palmer

Verrat am Rhein

Kurt Zinks erster Fall



IMPRESSUM

Die meisten Romanfiguren und auch die Handlung sind frei erfunden. Die fiktive Geschichte spielt allerdings vor einem realen politisch-historischen Hintergrund. Ähnlichkeiten mit einigen nicht mehr lebenden Personen sind deshalb keineswegs zufällig, sondern gewollt.

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Sven Lang

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – AP
ISBN 978-3-8392-7184-1

TEIL I: DER MAULWURF

PROLOG: BERLIN 1944/1945

Am Nachmittag des 31. Dezember 1944 macht sich die fünfundzwanzigjährige Verkäuferin Annemarie Schmidt aus Berlin-Pankow hochschwanger auf den Weg in das alte, ausgebrannte Reichstagsgebäude, um dort ihre Zwillinge zur Welt zu bringen. Sie hat einen leeren Wäschekorb und eine Wolldecke dabei, weil der Zwillingsskinderwagen, den sie bestellt hat, kriegsbedingt noch nicht geliefert worden ist.

Es ist bitterkalt. Der Atem gefriert und bildet kleine weiße Rauchwolken vor ihrem Gesicht. Sie trägt warme Wollsocken, Handschuhe und einen dicken Wintermantel. Das letzte Stück am Spreeufer entlang – vom Bahnhof Friedrichstraße zum Osteingang des Reichstags, höchstens vierhundert oder fünfhundert Meter – muss sie zu Fuß gehen. Ihr kommt es endlos vor.

Immer wieder muss sie ausweichen, in Deckung gehen und in Luftschutzkellern Zuflucht suchen, weil auch am letzten Tag des Jahres, einem Sonntag, der Krieg keine Pause macht. Obwohl kaum noch ein Gebäude heil ist, weil nahezu alle Häuser in der Mitte Berlins bereits zerstört sind, kommen immer wieder neue Bomber, um ihre Sprengladungen über der Reichshauptstadt abzuwerfen.

Das letzte Flakgeschütz, das auf einem der vier Türme des Reichstagsgebäudes steht und unaufhörlich Salven in die Luft schießt, kann nichts mehr ausrichten. In einer Feuerpause gelingt es Annemarie, das von Soldaten

bewachte und mit Sandsäcken verbarrikadierte Portal des Gebäudes zu erreichen. Sie zeigt einen Passierschein vor und wird von einem Sanitäter in den Keller geführt.

Dort herrscht Hochbetrieb. Vor einem Jahr hat die Charité ihre Entbindungsstation in das historische Gemäuer im ehemaligen Alsenviertel verlegt, weil das massive Fundament des alten Parlamentsgebäudes Schutz und Sicherheit verspricht. Trotzdem wackeln die Wände, wenn draußen die Bomben detonieren.

Das elektrische Licht flackert und geht schließlich ganz aus. Kerzen werden angezündet. Warmes Wasser wird in einem mit Brennholz befeuerten Kessel zubereitet, der zugleich den kahlen Raum heizt, den man als Kreißsaal hergerichtet hatte. Die Hygieneverhältnisse lassen zu wünschen übrig. Leinentücher und Binden werden knapp.

In diesem Chaos bringt Annemarie Schmidt ihre Zwillinge zur Welt – zuerst, zehn Minuten vor Mitternacht, Alexander, und eine Dreiviertelstunde später Bruno. Er ist der erste Säugling im neuen, sein Bruder Alexander der letzte im alten Jahr. Und genau das bringt wenige Tage später einen deutschen Bürokraten zur Verzweiflung.

Hermann Meyer ist stellvertretender Leiter des für das Reichstagsgebäude zuständigen Standesamtes Tiergarten und am Vormittag des 4. Januar 1945 gekommen, um die Geburten der letzten Tage zu beurkunden.

Vor ihm auf dem Tisch liegt wie immer das in marmorierte schwarze Pappe gebundene Geburtenbuch der Charité, eine große Kladde, die von außen aussieht wie ein altes Klassenbuch und von innen wie das Kassenbuch eines

Buchhalters. Penibel sind in ihm alle Entbindungen seit 1925 dokumentiert. Vorne links in der ersten Spalte stehen Datum und genaue Uhrzeit der Geburt, dann von links nach rechts Name und Vorname des Säuglings, Name, Vorname und Anschrift der Mutter und, soweit bekannt und vorhanden, des Vaters. In einer weiteren Rubrik steht, welcher Arzt und welche Hebamme anwesend waren, wie viel Pfund der oder die Neugeborene auf die Waage brachte und schließlich, unter der Rubrik: »Besondere Merkmale«, ob und wenn ja, welche Besonderheiten es festzustellen gibt. Es ist das Logbuch der Entbindungsstation.

Der Standesbeamte Meyer ist ein Hundertfuffziger. So nennen die Berliner die Unentwegten, die auch im Angesicht der unabwendbaren Niederlage immer noch zu hundertfünfzig Prozent an den Endsieg glauben. Er trägt das runde Parteiabzeichen mit dem Hakenkreuz am Revers und sieht mit seinem angeklatschten dunklen Haar, dem scharfen Scheitel und dem rechteckigen Oberlippenbart sogar ein bisschen aus wie der Führer.

Weil er ein wenig zu zackig die Tür aufgerissen und den Arm zum Deutschen Gruß hochgerissen hat, ist das Hitler-Bild, das neben der Tür hängt, verrutscht. Meyer versucht vergeblich, es wieder geradezurücken. Es gelingt ihm nicht. So oft er es auch justiert, das Bild rutscht immer wieder in die Schiefelage.

Wegen seines Namens muss Meyer in den letzten Kriegsjahren manchen bösen Spott ertragen. Seit der Ober-Nazi Hermann Göring verkündet hat, er wolle Meyer heißen, wenn es einem feindlichen Bomber je gelänge, Bomben auf deutsche Städte zu werfen, heißt der

Reichsmarschall im Volksmund nur noch Hermann Meyer. Deshalb wird, wenn der Standesbeamte Hermann Meyer sich irgendwo mit seinem Namen vorstellt, immer geraunt und gekichert. »Meyer wie Göring?«, tuscheln die Leute und lachen hinter vorgehaltener Hand. Er erträgt es mannhaft, ein deutscher Beamter darf sich nichts anmerken lassen. Innerlich aber kocht er.

Auch heute ist ihm nicht entgangen, dass die Schwestern und Ärzte in der Entbindungsstation zu grinsen begannen, als sie seiner ansichtig wurden. Er hat also bereits eine etwas erhöhte Betriebstemperatur, und als die Oberschwester das vor ihm liegende Geburtenbuch nun lediglich geraderückt, nicht aber aufschlägt, wie sie es sonst immer tut, damit er die aktuelle Seite nicht suchen muss, spürt Meyer, dass irgendetwas nicht stimmt.

Misstrauisch öffnet er die Kladde, und als er die Stelle schließlich findet, schnappt er erst einmal nach Luft. Es dauert ein paar Sekunden, bis er – das ganze Ausmaß des Frevels begreifend, den er vor sich sieht – »Wer hat das geschrieben?« brüllt und mit dem Zeigefinger anklagend auf den schwarzen Doppelstrich deutet, der den Übergang des Jahres 1944 in das Jahr 1945 markiert. Über dem Strich steht »Prost Neujahr!« und darunter hat ein Witzbold geschrieben: »Führer befiehl, wir tragen die Folgen.«

Meyer weiß natürlich, dass das die Verballhornung eines Nazi-Slogans ist, den Joseph Goebbels ersonnen hat, um die Deutschen auf den totalen Krieg einzustimmen. Er wird rhythmisch gebrüllt, er steht millionenfach auf Transparenten und Spruchbändern, an Hauswänden und

Bunkern, manchmal sogar auf Tassen und Tellern: »Führer befiehl, wir folgen!« Und nun hat jemand sich getraut, genau das ins Geburtenbuch zu schreiben, was der Volksmund aus der großen Propagandalüge gemacht hat: »Führer befiehl, wir tragen die Folgen.«

Meyer zitiert den diensthabenden Oberarzt herbei und fragt erneut mit bebender Stimme: »Wer hat das geschrieben?« Der Oberarzt zuckt bedauernd die Schultern. Er hatte am Jahreswechsel frei. Nun lässt Meyer alle antreten, die in der Silvesternacht Dienst hatten. Jeder wird einzeln befragt. Ohne Ergebnis.

Meyer droht damit, das Geburtenbuch beschlagnahmen und grafologische Gutachten anfertigen zu lassen. Jeder weiß, die Drohung geht ins Leere. Ohne Kladde kann der Standesbeamte keine Geburt beurkunden. Aber beurkunden muss er nun mal, dafür ist er schließlich da.

Zum Schluss kommt Meyer auf die Idee, selbst den Gutachter zu spielen. Noch einmal lässt er alle antreten, die in der fraglichen Nacht Dienst hatten. Sie müssen unter seiner Aufsicht mit der Hand den frechen Satz aufschreiben, der Meyer so erbost hat.

Doch es gibt keine Übereinstimmungen. Meyer tobt, und je mehr er tobt, desto ohnmächtiger wirkt er. Solange er keinen Namen hat, zerplatzen die von ihm angedrohten Konsequenzen – Polizei, Gestapo, Untersuchungshaft, Volksgerichtshof – wie Knallerbsen.

Es dauert etwa eine Stunde, bis er die Untersuchung entnervt und ergebnislos abbricht. Danach aber kommt er erst recht ins Schwitzen. Es ist schon schlimm genug, dass er nicht herausgefunden hat, wer der Übeltäter war, der

den Führer schmähte. Noch schlimmer ist das, was jetzt auf ihn zukommt: Er soll die Geburt von zwei Brüdern beurkunden, die nicht am gleichen Tag und noch nicht einmal im gleichen Jahr zur Welt gekommen, aber unzweifelhaft Zwillinge sind.

Im Geburtenbuch steht der eine, Alexander, über und der andere, Bruno, unter dem Doppelstrich. Meyer nimmt sich die Kindsmutter vor. Das Fräulein Anna Maria Magdalena Schmidt, genannt Annemarie, soll ihm erklären, wie es dazu kommen konnte. Aber Annemarie Schmidt kann es ihm nicht erklären. Es hat sich einfach so ergeben. Erst kam Alexander, dann Bruno. Dazwischen war der Jahreswechsel.

Das Problem lässt sich nur lösen, indem man entweder die Eintragung im Geburtenbuch ignoriert oder den gesunden Menschenverstand. An den appelliert jetzt die Kindsmutter. Sie kniet vor dem Standesbeamten Meyer nieder und fleht ihn an, das Geburtsdatum ihrer beiden Söhne einheitlich entweder auf den 31. Dezember 44 oder auf den 1. Januar 45 zu legen. Sonst könnten die beiden doch nie am gleichen Tag Geburtstag feiern.

Meyer versucht, die Verantwortung abzuwälzen und bei seiner vorgesetzten Dienststelle eine Weisung einzuholen. Es funktioniert nicht. Die Telefonleitungen sind tot. Er muss selbst entscheiden. Und deshalb entscheidet er, wie sollte es anders sein, gegen den gesunden Menschenverstand: Was im Geburtenbuch steht, ist amtlich und muss dementsprechend auch vom Standesamt Tiergarten beurkundet werden.

Ordnung muss sein im Deutschen Reich. Auch und vor allem im Krieg. Immerhin wird den beiden Neugeborenen in ihren Geburtsurkunden ausdrücklich bescheinigt, dass sie im Reichstagsgebäude geboren worden sind. In der Spalte »Besondere Merkmale« hat der Arzt Dr. Eberhard Maus, der Bruno nach der Geburt untersuchte, in sauberer Sütterlinschrift etwas eingetragen, was nur Mediziner verstehen: »Naevus caeruleus infra venter felis«.

Die Verkäuferin Annemarie Schmidt kann kein Latein. Trotzdem überträgt sie, als die Oberschwester ihr das Geburtenbuch am 1. Januar für eine Viertelstunde überlässt, die Notiz des Arztes Dr. Maus säuberlich in ihr Tagebuch, in das sie seit ihrem vierzehnten Lebensjahr alles hineinzuschreiben pflegt, was ihr wichtig erscheint.

DER LOCKVOGEL

Naevus caeruleus infra venter felis. Anita Bock schien keine Mühe mit dem lateinischen Zungenbrecher zu haben. Sie wiederholte ihn leise, während sie den Text Wort für Wort auf die Rückseite ihrer Visitenkarte schrieb. Dann beugte sie sich vor, reichte Zink die Karte und gewährte ihm einen tiefen Einblick in ihre Bluse.

»Wie finden Sie die Geschichte?«, fragte sie.

Es war ein warmer Sommertag und sie saßen schon seit anderthalb Stunden auf der Terrasse einer Bonner Südstadt-Kneipe. Kurt Zink hatte ein alkoholfreies Weizenbier vor sich, sie ihren zweiten oder dritten Grauburgunder.

Vor zwei Tagen hatte sie ihn angerufen und gefragt, ob er Lust und Zeit habe, die Lebensgeschichte ihres Mannes Alexander aufzuschreiben. Man wisse ja inzwischen, dass die Stasi 1972 den Sturz des SPD-Bundeskanzlers Willy Brandt in Bonn vereitelt hat, allerdings wüssten nur wenige, wie das genau gelaufen sei. Ihr Mann sei einer von ihnen. Er habe die Stasi-Operation mit dem Decknamen »Doppelkopf« damals geleitet. Deshalb könne sie ihm auch jetzt noch, fast ein halbes Jahrhundert später, alles haargenau erzählen.

Zink hatte eigentlich keine Lust. Er war früher ein ziemlich bekannter Journalist, hatte sich aber schon lange aus dem aktuellen Tagesgeschäft zurückgezogen und verfolgte nur noch mäßig interessiert, was seine jüngeren

Kollegen tagtäglich produzierten. Die Stichworte »Stasi« und »Misstrauensvotum« hatten ihn jedoch neugierig gemacht, noch mehr allerdings Anita Bocks dunkle, rauchige Stimme.

Nun saß sie vor ihm. Sie war nur etwas jünger als er, aber sah aus wie Ende vierzig. Eine attraktive Frau, nach der die Männer sich immer noch umsahen. Henna-rotes Haar, dunkle Augen mit langen schwarzen Wimpern, dezent geschminkte volle Lippen, kleine feste Brüste, schmale Taille und ein immer noch knackiger Po.

Sie trug zu ihren blauen, eng anliegenden Jeans eine dünne, pinkfarbene Bluse, die ihre Figur zur Geltung brachte. Die beiden oberen Knöpfe hatte sie offen gelassen. Ihre Stimme klang in natura noch besser als am Telefon. Aber die Geschichte, die sie ihm erzählt hatte, war enttäuschend. Nach ihrer Ankündigung hatte er erwartet, dass sie ihm Details zum Stasi-Einsatz beim Misstrauensvotum verraten würde. Stattdessen hatte sie ihm die Story einer Verkäuferin aufgetischt, die in der Silvesternacht 1944/45 im alten Reichstagsgebäude zwei Knaben zur Welt bringt und sich hinterher mit einem Nazi-Standesbeamten zankt.

»Also?«, wiederholte sie. »Wie finden Sie die Geschichte?«

»Sehr witzig«, sagte er höflich und lehnte sich zurück. »Dieser Standesbeamte Meyer könnte auch in ›Schtonk‹ auftreten.« Und weil sie ihn jetzt mit hochgezogenen Augenbrauen ansah, als verstünde sie ihn nicht, fügte er hinzu: »Ich meine diese Filmkomödie um die gefälschten Hitler-Tagebücher und um den verrückten Fälscher, der

immer neue Alltagsbeschwerden des Führers erfinden muss, damit man ihm seine Fälschungen abkauft. In diesem Film laufen auch solche Typen rum wie der Standesbeamte Meyer in Ihrer Geschichte, er hätte gut da hineingepasst. Sehr komisch. Was wird aus ihm?»

»Es ist aber keine Komödie, was ich Ihnen erzählt habe, sondern eine todernste Geschichte«, unterbrach ihn Anita. »Und Sie sollen sie aufschreiben.«

»Ja, aber was hat der Standesbeamte Meyer mit dem Misstrauensvotum 1972 zu tun?«, fragte er.

»Vergessen Sie den Standesbeamten Meyer«, sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Dem können Sie meinetwegen in den letzten Kriegstagen einen Balken auf den Kopf fallen oder ihn nach dem Krieg Karriere bei der CDU machen lassen. Es ist mir egal, was aus ihm wird. Nein: Sie sollen die Familien- und Lebensgeschichte meines Mannes aufschreiben. Er ist einer der beiden Zwillinge, die meine Schwiegermutter Annemarie Bock in der Silvesternacht 1944/45 auf die Welt brachte. Und er war es, der 1972 den Bundeskanzler Willy Brandt vor dem Sturz gerettet hat. Bekanntlich ging das nicht ohne Bestechung.«

Sie muss gewusst haben, was das Stichwort »Misstrauensvotum« bei mir auslöst, dachte er. Sonst hätte sie sich nicht an mich gewandt.

Kurt Zink war 1972 als Bonner Korrespondent einer Kölner Tageszeitung dabei, als der CDU-Vorsitzende Rainer Barzel versuchte, Brandt zu stürzen. Er saß damals auf der Pressetribüne im Bundeshaus. Dem Mann fehlten zwei Stimmen zum Sieg, und diese zwei Stimmen waren gekauft worden. Allerdings nicht von der SPD, wie Julius Steiner

ein Jahr danach behauptete, sondern von der Stasi. Aber das erfuhr man erst Anfang der Neunziger, also zwanzig Jahre später.

Und nun saß ihm diese attraktive Frau gegenüber und bot ihm die Geschichte des Mannes an, der 1972 hinter den Kulissen die Bestechung eingefädelt und den SPD-Kanzler vor dem Sturz bewahrt hatte.

»Soll das heißen, Ihr Gatte Alexander Bock hat damals die beiden Abgeordneten der Union geschmiert?«

Sie nickte und nippte an ihrem Wein.

»Julius Steiner von der CDU und Leo Wagner von der CSU?« Sie nickte wieder.

»Und ich soll jetzt das Loblied Ihres Mannes singen, der damals die Entscheidung eines demokratisch gewählten Parlaments mittels Korruption manipuliert hat?«

»Es war doch eine große Tat«, sagte sie pikiert. »Sie, Herr Zink, fanden das doch auch richtig.«

Stimmt, dachte Zink. Er hatte Kahlenbach auf der Tribüne im Bundeshaus umarmt und sie hatten vor Freude getanzt, als das Ergebnis der Abstimmung verkündet wurde. Damals wusste er noch nicht, dass die Entscheidung gekauft worden war, und war begeistert.

»Trotzdem«, beharrte er. »Korruption bleibt Korruption.«

»Aber ich bitte Sie: Ohne diese Korruption wäre Brandt gestürzt und die Ostverträge wären nicht ratifiziert worden. Und ohne diese Verträge, ohne die Entspannungspolitik der Siebzigerjahre hätte es 1990 keine Wiedervereinigung gegeben. Man könnte fast sagen: Mein Mann hat mit dafür gesorgt, dass Helmut Kohl Kanzler der Einheit werden konnte.«

Zink überlegte, ob er aufstehen und gehen sollte. Er sah sie an und blieb sitzen.

»Bisher hat niemand die Rolle gewürdigt, die er dabei spielte«, fuhr sie fort. »Das sollen Sie jetzt tun. Deshalb möchten wir Sie als Ghostwriter engagieren. Sie sollen sein Leben beschreiben. Was ich Ihnen gerade erzählt habe, ist bereits der Anfang. Sie haben genügend Zeit, den Rest zu recherchieren und aufzuschreiben. In drei Jahren feiert seine Firma ihr dreißigjähriges Bestehen. Aus diesem Anlass soll die Biografie erscheinen.« Sie nahm noch einen Schluck und sah ihn an.

»Waren Sie damals in Bonn auch dabei?«, fragte er.

»Ich war auch dabei, klar. Alexander war mein Führungsoffizier, ich eine blutjunge Agentin, seine Gehilfin sozusagen. Wir waren damals noch kein Paar. Wir hatten nur beruflich miteinander zu tun. Meine große Liebe war ein anderer. Ich glaube, Sie kannten ihn. Er hieß Heinrich Sauerborn, alle nannten ihn Heinz, und ich habe ihn hier in dieser Kneipe kennengelernt, die damals Schumannklaus hieß. Er war die Liebe meines Lebens.«

Zink hatte in seinem Reporterdasein schon einige Überraschungen erlebt mit Leuten, die in die Zeitung kommen und ihm deshalb ihre Geschichten andienen wollten. Selten allerdings hatte jemand dies so raffiniert eingefädelt wie Anita Bock.

Wenn es stimmte, was sie sagte, spielte die Geschichte, die er aufschreiben sollte, auch in seinem früheren Leben und Umfeld. Er war doppelt und dreifach involviert, weil er erstens damals als Journalist den Kampf um die Ostverträge aus nächster Nähe beobachtet und

beschrieben hatte. Zweitens kannte er Heinz Sauerborn, von dem sie sagte, er sei die Liebe ihres Lebens gewesen, und drittens war die alte Schumannklausen damals sein Stammlokal. Sie hieß heute anders. Aus der versifften Eckkneipe war ein Restaurant geworden. Bei schönem Wetter konnte man sogar draußen auf der Terrasse sitzen.

Sauerborn war zwar nur eine eher flüchtige Thekenbekanntschaft. Aber wenn aus der Musikbox die Lieder der »Bläck Fööss« tönten, hatten sie beide immer mitgesungen. A8, B8, C8, D8, das waren die Tasten, die man an der Musikbox drücken musste, um die »Bläck Fööss« zu hören. Die Tasten wurden sehr oft gedrückt. Drei Titel kosteten fünfzig Pfennige.

Heinz war besonders textsicher.

Und jetzt saß ihm Sauerborns frühere Geliebte gegenüber und wollte, dass er seine, ihre und die Geschichte ihres Mannes aufschreibe, den sie viel später erst geheiratet hatte. Merkwürdig. Aber reizvoll: eine Ex-Agentin der Stasi, die angeblich dabei war und verhindert hatte, dass Willy Brandt im April 1972 gestürzt wurde. Eine Zeitzeugin der besonderen Art. Und so, wie sie mit ihm redete und ihn anschaute, hatte er das Gefühl, dass er gar keine Wahl mehr hatte. Es erschien ihm unabweisbar. Das verwirrte ihn. Er nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas und schaute angestrengt ins Leere.

Sie wartete.

»Ich bin Journalist«, antwortete er schließlich. »Ich schreibe keine Drehbücher und auch keine Romane. Was Sie mir eben über die Verkäuferin Annemarie Schmidt erzählt haben, die im Bombenhagel durch das zerstörte

Berlin irrt, um im Reichstag Zwillinge zur Welt zu bringen, ist großes Kino, wirklich: sehr dramatisch. Andererseits jedoch, wie ich schon sagte, ziemlich komisch. Mit erfundenen Geschichten aber kann ich nicht dienen.«

»Es ist keine erfundene Geschichte«, sagte sie. »Es hat sich alles genau so zugetragen.«

»Im Reichstag geboren? Ich bitte Sie!«, protestierte er. »Damit fängt es doch schon an. Wenn ich das schreibe, steigt doch jeder Leser gleich aus. Wieso sollen im Reichstagsgebäude Kinder zur Welt gekommen sein? Das glaubt keiner. Vergessen Sie es.«

Sie setzte wieder ihr unglaubliches Lächeln auf. Und während sie ihn anschaute, zog sie ein iPad aus ihrer Handtasche. Sie stellte es an, wartete kurz, bis sie im Internet war, und gab dann bei Google »Reichstag«, »Entbindungsstation« und »Schauplätze« ein.

Die Suchmaschine präsentierte auf einen Schlag zweihundertdreiundfünfzig Einträge. Und bereits der erste war ein Volltreffer: Unter der Überschrift »Parlamentarische Schauplätze« stand auf der offiziellen Seite des Deutschen Bundestages eine Kurzfassung der langen Geschichte des Bauwerks, das seit 1999 wieder Sitz des Parlaments geworden war, nachdem der britische Stararchitekt Sir Norman Foster es auf geniale Weise umgebaut hatte. Weiter hieß es, das ehemalige Parlamentsgebäude sei während des Krieges unterschiedlich genutzt worden. Man habe dort sogar Funkröhren gebaut, ein Lazarett eingerichtet und im Keller die Entbindungsstation der Berliner Charité untergebracht.

»Sehen Sie?«, sagte sie.

Dann kramte sie ein Stück Papier aus der Handtasche. Es sah aus wie die Kopie einer Geburtsurkunde. Das Original war offenbar irgendwann einmal mehrfach gefaltet und später wieder glatt gebügelt worden, die Falzspuren waren geblieben. Sie lagen wie ein Gitternetz über dem Blatt. Daneben legte sie einen alten Hausausweis des Deutschen Bundestages und zwei weiße Umschläge von der Größe einer halben Postkarte.

»Das ist die Geburtsurkunde meines Mannes Alexander Bock«, erläuterte sie. »Damals hieß er noch Alexander Schmidt, weil der Standesbeamte Meyer dafür gesorgt hatte, dass er unter dem Mädchennamen seiner ledigen Mutter registriert wurde. Und hier steht es: ›Im Reichstagsgebäude geboren‹.« Dann deutete sie auf den Ausweis: »Der gehörte Heinrich Sauerborn. Auf den kommen wir gleich noch. Und das hier,« sagte sie und zog mit Daumen und Zeigefinger aus einem der Umschläge eine weiße Karte aus dünner Pappe hervor, »das sind die beiden Stimmkarten, die am 27. April 1972 beim Misstrauensvotum gegen den SPD-Kanzler Willy Brandt aus dem Verkehr gezogen und gegen zwei vorher markierte Dubletten ausgetauscht wurden.«

Zink war fassungslos. »Sie meinen: Das sind genau die beiden Stimmen, die Barzel ...«

»Gefehlt haben«, bestätigte sie. »Weil sie nicht bei den Ja-Stimmen landeten, sondern bei uns.«

Zink nahm eine der Stimmkarten in die Hand. Sie war halb so groß wie eine Postkarte und genauso glatt und dünn. Auf der einen Seite war sie weiß. Auf der anderen standen die Worte »RÜCKSEITE« und »Wahl nach Artikel

67 des Grundgesetzes« neben dem Stempel des Bundestagspräsidenten.

Zink wusste, was »Wahl nach Artikel 67 des Grundgesetzes« bedeutete: Misstrauensvotum. Und: Ein Bundeskanzler konnte nur gestürzt werden, indem das Parlament mit absoluter Mehrheit einen Nachfolger wählte. Die Stimmkarten waren also für ein konstruktives Misstrauensvotum hergestellt worden, entweder für das erste, im April 1972, als CDU und CSU versuchten, den SPD-Kanzler Brandt durch Rainer Barzel zu ersetzen; oder für das zweite im September 1982, als Helmut Kohl Nachfolger von Helmut Schmidt wurde. Nach allem, was Anita erzählt hatte, kam nur das erste infrage.

Ehrfürchtig betrachtete er die dünne Pappe in seiner Hand. Das gehörte eigentlich in das Haus der Geschichte, dachte Zink.

»Wo haben Sie die her?«, fragte er.

»Das wissen Sie doch«, erwiderte sie und fixierte ihn. »Sie wissen es, weil Sie der einzige Journalist in Bonn waren, der unseren Kartentrick durchschaute. Damals hat Ihnen keiner geglaubt. Jetzt haben Sie endlich die Gelegenheit, es zu beweisen, wenn Sie die Geschichte meines Mannes aufschreiben.«

Und wieder beugte sie sich so weit vor, dass ihre Köpfe sich fast berührten. Obwohl er keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte, fühlte Zink sich plötzlich wie benebelt. Er starrte abwechselnd auf die Stimmkarte in seiner Hand und in ihre pinkfarbene Bluse, er sah die weiße Pappe, blickte auf die Rundungen ihrer Brüste und wusste, dass er ihr nicht würde entkommen können.

Sie hatte ihn am Haken.

Sie hatte die Beweise, nach denen er so lange gesucht hatte.

AUSSER KONTROLLE

Alexander Bock sah misstrauisch aus dem großen Fenster seiner Firmenzentrale in Potsdam. Der Gründer und Inhaber von Bocks Bau- und Hobbymarkt hatte schlechte Laune.

Seine dreiundsiebzig Jahre sah man ihm nicht an. Man schätzte ihn allgemein zehn Jahre jünger. Er war gut trainiert, braun gebrannt, eine durchaus sportliche Erscheinung mit leicht südländischem Teint, einst schwarzem, inzwischen leicht ergrautem Haar, buschigen Augenbrauen und großen braunen Augen, die er allerdings hinter einer getönten Brille verbarg; selbst in geschlossenen Räumen und auch wenn die Sonne gar nicht schien.

Altes Augenleiden, pflegte er zu sagen. Er habe das wohl von seiner Mutter Annemarie, die 1991 nach einer Netzhautablösung an beiden Augen vollständig erblindet war. Die Ärzte in der Charité hatten es nicht aufhalten können.

Seit sie vor vier Wochen im Alter von achtundneunzig Jahren gestorben war, hing der Haussegen schief. Seine Frau Anita verstummte, wenn er das Zimmer betrat, und wenn sie überhaupt etwas sagte, dann nörgelte sie nur an ihm herum. Er ahnte den Grund. Aber er hütete sich, sie zu fragen. Er hatte auch nicht gefragt, als sie vor ein paar Tagen wortlos ihr Bettzeug genommen hatte und aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausgezogen war.

Alexander seufzte. Vor ihm saß Klaus Krombach, sein engster Vertrauter und Kollege. Er war fast zwei Meter groß, ein dürrer, ausgemergelter Typ mit einer scharfkantigen Hakennase und langen, spitzen Spinnenfingern, die vom Rauchen gelb waren. Sein hellblondes, fast weißes Haar war straff nach hinten gekämmt und am Hinterkopf zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden, der aber nicht herunterhing, sondern wie ein Rasierpinsel waagerecht vom Hinterkopf abstand. Es sah bizarr aus und ließ ihn noch älter erscheinen, als er tatsächlich war. Seine Haut war alt, faltig und rissig. In der Firma und im Freundeskreis nannten ihn alle »KK«.

Bock kam er manchmal vor wie ein vertrockneter Indianer, weswegen er gelegentlich auch »Lederstrumpf« zu ihm sagte.

Allerdings war das ein Privileg, das nur er hatte. Kein anderer durfte zu KK Lederstrumpf sagen. Lederstrumpf war seit vielen Jahren Bocks Mann fürs Grobe, einer der Wenigen, denen der stets misstrauische Firmenboss wirklich vertraute. Er hatte schon manche Drecksarbeit für ihn erledigt und war inzwischen selbst, was nicht einmal Bocks Gattin wusste, mit zehn Prozent stiller Teilhaber der Firma. Er war immer zur Stelle, wenn Bock ihn brauchte. Und heute brauchte er ihn ganz besonders. Anita war außer Kontrolle geraten.

Vor zwei Tagen hatte sie ihr Schweigen gebrochen und ihm beim Frühstück den Grund genannt. Sie hatte herausgefunden, dass er seit mindestens einem Jahr eine Affäre mit Liliane de Roche hatte, der kleinen

schwarzhaarigen Portugiesin aus der Einkaufsabteilung. Lilli, wie alle sie nannten, war neunundzwanzig Jahre alt und hatte einen sechsjährigen Jungen, den sie allein erzog.

Bock hatte anfangs alles geleugnet. Aber dann hatte sie ihm die Hotelrechnungen unter die Nase gehalten, weiß der Teufel, wie sie drangekommen war. Fünfmal Doppelzimmer mit Frühstück, jeweils für zwei Personen, dreimal in Köln und zweimal in Frankfurt. Immer donnerstags. Und jedes Mal, das hatte man ihr wohl in der Reisestelle bestätigt, war Lilli zufällig an denselben Tagen auch geschäftlich in Köln und in Frankfurt unterwegs gewesen.

Bock hatte es schließlich zugegeben und sich gleichzeitig darüber beschwert, dass sie hinter ihm her spioniert habe wie eine alte Stasi-Agentin. Da war sie ausgerastet. Das hätte er nicht sagen dürfen. Es stimmte ja: Früher war sie bei der Stasi gewesen, genau wie er. Sie war eine gut ausgebildete Kundschafterin. Mit neunzehn hatte sie als Lockvogel angefangen und jede Menge Erfahrungen mit Männern gesammelt. Aber seit sie ihn kannte, war das vorbei. Und er? Er vögelte mit seinen dreiundsiebzig Jahren immer noch in der Gegend rum! Und ihr, die ihn mit der Portugiesin Lilli erwischt hat, wirft er Stasi-Methoden vor. Eine Frechheit war das.

Der Streit war eskaliert. Alles, was die beiden seit ein paar Jahren mit sich herumgetragen, aber nie zur Sprache gebracht hatten, weil auch nie Zeit zum Reden gewesen war, alle Versäumnisse ihrer längst in Routine erstarrten Ehe hatten sie hervorgekramt und sich wechselseitig an den Kopf geworfen. Zum Schluss war sie türenknallend

gegangen und hatte ihn ziemlich ratlos vor dem Scherbenhaufen zurückgelassen, der von ihrer Beziehung übrig geblieben war.

Dabei lief der Laden gerade so gut, Bocks Bau- und Hobbymarkt expandierte. Er hatte Filialen in fast allen Bundesländern, und die Bilanzen versprachen ordentliche Gewinne.

Ein paar Tage vor dem großen Krach hatten sie noch darüber gesprochen, was er sich zum bevorstehenden Jubiläum in drei Jahren wünsche. Er hatte gesagt, er wolle, dass endlich mal jemand die historische Rolle beleuchte, die er damals beim Misstrauensvotum gespielt hatte.

»Ich denke, dieser Journalist Zink kann das am besten«, hatte er gesagt. »Zink hat diese ganze aufregende Zeit, 1972, und auch ein Jahr später die Steiner-Wienand-Affäre aus nächster Nähe erlebt und beschrieben. Und er hat damals, erinnere dich, als Einziger den Kartentrick durchschaut.«

Das stimmte tatsächlich. Zink war irgendwie darauf gekommen, wie sie es angestellt hatten, die geheime Abstimmung über das Misstrauensvotum so zu kontrollieren, dass sie genau wussten, wie die von ihnen bezahlten Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion abgestimmt hatten. Der Trick war ganz einfach. Und ziemlich genial.

»Zum Glück hat ihm damals niemand geglaubt«, sagte sie.

»Eben«, antwortete er. »Es hat ihm niemand geglaubt. Das wird ihn mächtig geärgert haben. Aber du hast ja immer noch die Beweise, und damit kannst du ihn ködern.«

»Ich werde es versuchen«, hatte sie gesagt.

Jetzt aber wusste er nicht, ob das nach ihrem Ehekrach noch galt. Er wusste nicht, ob seine Frau bereits Kontakt zu Zink aufgenommen hatte. Schlimmer noch: Er war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob es überhaupt noch opportun war, das Firmenjubiläum zu planen und einen Autor für seine Biografie zu suchen.

Sie war vor zwei Tagen weggefahren und seitdem nicht mehr nach Hause gekommen. Bock hatte keine Ahnung, wo sie sich aufhielt und was sie vorhatte. Das machte ihn nervös. Deshalb brauchte er Krombach.

Von seinem Schreibtisch im ersten Stock blickte er direkt auf den Potsdamer Jungfernsee. Dahinter am anderen Ufer ragte ein Fabrikschlot in den verhangenen Himmel. Er gehörte zur Alten Meierei, einem inzwischen sehr beliebten Ausflugslokal.

Zum See hin fiel das Gelände leicht ab. Der Rasen war gepflegt und so kurz geschnitten, dass man Golf darauf hätte spielen können. Das Areal, mittlerweile eines der teuersten Grundstücke der Stadt, hatte er Anfang der Neunzigerjahre von der Treuhand gekauft – »für 'n Appel und 'n Ei«, wie er zu sagen pflegte, und zwar zusammen mit dem ehemals volkseigenen Betrieb VEB Garten- und Gerätebau Potsdam. Das war eine kleine Klitsche, die zu DDR-Zeiten Gartenbaugeräte hergestellt und vertrieben hatte, die aber nach der Wende niemand mehr haben wollte. Ein alter Bekannter aus Stasi-Zeiten, der nach dem Mauerfall bei der Treuhand gelandet war, hatte ihm beim Kauf der Klitsche, wie Bock es ausdrückte, »geholfen«.

Das Grundstück lag nicht weit weg vom Stadtzentrum und doch mitten im Grünen. Und hier hatte er, vor fünf Jahren, seine neue Firmenzentrale errichten lassen – ein helles, modernes Bauwerk aus Glas, Holz und Edelstahl.

Die kleine Klitsche hatte gerade mal fünfzehn Mitarbeiter beschäftigt, als sie in seinen Besitz übergang und Bocks Bau- und Hobbymarkt wurde. Heute arbeiteten in der Firma bundesweit fünfundzwanzigtausend Leute. Sie war mittlerweile eine der größten Bau- und Hobbymarkt-Ketten in Deutschland, mit Filialen in fast allen Bundesländern und größeren Städten.

Und ihm gehörte der Laden. Darauf war er stolz.

Jahr für Jahr spendete er ordentliche Summen – vorsichtshalber allen politischen Parteien, die im Brandenburger Landtag und im Deutschen Bundestag saßen. Auch als Kunstmäzen hatte er einen guten Ruf. Immer wieder las man Lobeshymnen über ihn in der Zeitung. Dass er früher einen ziemlich einflussreichen Posten bei der Stasi hatte und dass beim Kauf der Klitsche nicht alles sauber gelaufen war, interessierte heute keinen mehr.

Wenn aber seine Frau Anita auspacken und erzählen würde, was sie alles wusste, wären Ruf und Lebenswerk in Gefahr.

»Ich weiß nicht, was sie jetzt vorhat«, sagte er. »Du kennst sie ja. Sie ist unberechenbar.«

Krombach murmelte etwas Unverständliches.

Er war zwar Bocks treuer Gefolgsmann, fand allerdings nicht alles toll, was dieser machte. Seine Frauengeschichten zum Beispiel lehnte er ab. Nicht aus

moralischen, sondern in erster Linie aus praktischen Gründen. Die Damen, die Bock verführte, machten meist schon nach kurzer Zeit großen Ärger und jede Menge Arbeit. Krombach hatte dann immer dafür sorgen müssen, dass sie nicht zu irgendeinem Schmierfinken der Boulevardpresse liefen und auspackten.

Er lehnte Bocks Seitensprünge aber auch ab, weil er Anita mochte. Sie kam aus dem gleichen Stall wie er und Bock, war eine gute Kameradin und hatte immer zu ihm gehalten.

Dass sie erst jetzt auf die Affäre ihres Mannes mit Lilli gestoßen war, wunderte Krombach einerseits. Andererseits aber auch wiederum nicht. Denn anders als sonst hatte Bock das Abenteuer mit der jungen Portugiesin strikt geheim gehalten, selbst vor ihm, seinem engsten Vertrauten. Es sei ihm ernst, sagte er, als Krombach ihn zur Rede stellte, nachdem er eines Tages durch Zufall dahintergekommen war. Anita sei ahnungslos und dürfe nichts davon erfahren. Diesen Seitensprung würde sie ihm nicht vergeben, weil es eben keineswegs nur ein Seitensprung war. Lilli bedeute ihm mehr als die vielen anderen davor.

Vermutlich war es das, was Anita so aufgebracht hatte. Wenn er doch endlich mal die Finger von fremden Weibern lassen könnte, dachte Krombach. Laut sagte er: »Sie ist eine von uns. Sie war in Belzig. Wie du und ich. Sie weiß, wie man sich tarnt und Spuren legt oder verwischt. Sie ist eine alte Tschekistin.«

»Ich weiß«, seufzte Bock. »Das ist es ja. Sie weiß zu viel. Ich muss wissen, was sie vorhat.«